Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 13 (1930)
Heft: 1

Artikel: Wie erkläre ich es? : [1. Teil]
Autor: Brauchlin, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-407809

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BERN, 15. Januar 1930. DER Nr. 1 - 13. Jahrgang

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers: Geschäftsstelle der F. V. S. Seestraße 293, Zürich 2-Wollishofen Postcheck-Konto Nr. VIII 15299

«Alle Religionen in der Vergangenheit und wahrscheinlich auch in der Zukunft sind oder werden verknöcherte Formen für die Menschen. Sie stehen auf einem schwankenden Fundament. Keine ist beseelt.» *Luther Burbank.*

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—) Inserate 1-3 mal: 1/32 4.50, 1/16 8.-, 1/8 14.-, 1/4 26.-. Darüber und grössere Aufträge weit. Rabatt

Zur gefl. Notiznahme:

Unsere Abonnenten werden gebeten, den Abonnementsbetrag von *Fr. 6.—*, die Einzelmitglieder der F. V. S. den Jahresbeitrag inkl. Abonnement von *Fr. 10.—* im Laufe des Januars auf das Postcheckkonto *VIII 15 299* Zürich einzuzahlen.

Nach dem 1. Februar werden die fälligen Beiträge mit Portozuschlag per Nachnahme bezogen. Wir bitten, obigen Termin möglichst einzuhalten, um unnötige Kosten zu vermeiden.

Auch bitten wir, des *Propagandafonds* gelegentlich zu gedenken, die bescheidensten Beiträge sind willkommen.

Die Geschäftsstelle.

Wie erkläre ich es?

(Ein Feriengespräch.)

Von E. Brauchlin.

Ich stieg den ziemlich sanft sich zur Höhe windenden Bergpfad hinan, einem Mann und einer Frau immer näherkommend, die mit der Gemächlichkeit von Sonntagsspaziergängern demselben Ziele zustrebten wie ich. Nein, ich darf nicht sagen «strebten»; keine Spur von Streben. Es war ein richtiges Bummeln, oder noch deutlicher: ein richtiges Verbummeln der Gelegenheit, an die Erreichung eines über der Niederung liegenden Zieles etwas Kraft und Wille aufzuwenden.

Es war mir nicht angenehm, an den beiden vorbei zu müssen. Denn da im allgemeinen die Menschen auf einsamer Wanderung, besonders in den Bergen, das Gefühl der Bruderschaft mit den andern Berggängern haben (wie es im Leben überhaupt sein sollte, aber nicht ist) und gerne ein Gespräch anknüpfen, befürchtete ich, angeredet zu werden und meinen rüstigen Wanderschritt ihrer langsamen Gangart anbequemen zu müssen.

Nun, lange würde ich mich nicht hinhalten lassen.

Richtig. Als ich ihnen auf etwa dreissig Schritte nahegekommen war, standen sie still und sahen zurück. Sie warteten auf mich.

Da gebe es wohl Gesellschaft, sagte der Mann, als ich sie bald erreicht hatte.

«Ein Stück weit wenigstens,» entgegnete ich.

«Sie wollen doch auch ganz hinauf?»

«Ja.»

«Sie scheinen allerdings flinkere Beine zu haben als wir.»

«Anders gewöhnte Beine vielleicht.»

Ich hatte sie nun ganz erreicht und sah, stillestehend, auf die im Sonnenglanze leuchtende Landschaft hinunter, die dem Berge zu Füssen lag, und über die waldigen Höhenzüge hin und weit hinaus bis zum fernen, in bläulichem Dunste verschwimmenden Horizont.

«Herrlich!» sagte der Mann in fühlbarer Ergriffenheit, «göttlich!» seine Begleiterin. Und als ich nicht auch ein Werturteil abgab, fügte sie bei, indem sie sich an mich wandte: «Finden Sie nicht auch?»

Ich entgegnete an der Frage vorbei: «Es gibt vielleicht wenige so leicht erreichbare Stellen, wo sich einem eine solch umfassende Fernsicht bietet.»

«Sie sind Schweizer, nicht wahr?»

«Ja.»

«Dann sind Sie gewiss auch schon hier gewesen?»

«Annemarie, was du neugierig bist!» warf der Mann leicht verweisend ein.

«Vier oder fünfmal,» sagte ich.

«Da sehen Sie natürlich nichts Besonderes mehr dran.»

«Man sieht eine Landschaft nie zweimal gleich. Ein geringer Unterschied in der Beleuchtung, und das Bild erhält einen ganz andern Ausdruck. Ich habe diese weite Gegend, die jetzt im Sonnenglanze daliegt wie ein schöner, grosser Garten voller Daseinslust und Friede und Glück schon unter schwarzem Wettergewölk gesehen. Da war sie wie von einer dumpfen Angst erfüllt; sie duckte sich gleichsam nieder, ein würgendes Schweigen lagerte auf ihr. Und jene langen, schwarzen Streifen und Flecken, die Tannenwälder, die jetzt das Bild beleben, indem sie es gliedern und für das Auge Eilande sind, wo es sich ausruht vom Schweifen und Streifen durch das grüne Gewoge, erschienen wie phantastische Ungeheuer, die, von irgendwoher eingebrochen, nun über das ganze Land verstreut, hingestreckt oder zusammengerollt daliegen und Unheil brüten.»

«Wie lebendig Sie zu schildern verstehen! Man fühlt, wie Sie Ihr Land lieben. Das tun alle Schweizer; sie sind stolz auf ihr schönes Land, nicht wahr?» sagte die Frau lebhaft. Ihr Gatte aber fügte berichtigend bei: «Annemarie, er sieht mit den Augen des Künstlers.»

Ich erwiderte: «Man kann nur lieben, was man kennt, seien es Landschaften, Menschen oder Kunstwerke. Und so liebe ich dieses Land, weil ich seine Schönheiten kenne, nicht weil ich hier geboren und als Bürger in den Büchern eingetragen bin. Verstehen Sie, ich liebe das Land, nicht den Staat. Ich liebe auch Italien, das heisst von Italien den kleinen Ausschnitt, den ich kenne. Ich würde jedenfalls auch Holland und Spanien lieben, wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, diese Länder kennen zu lernen, mich in sie hineinzuleben. Denn so viel ich bis jetzt erfahren habe, ist jede Gegend auf ihre Art schön und liebenswert.»

«Im grossen ganzen mögen Sie recht haben; aber es gibt doch auch Landstriche, die ganz einfach langweilig sind; so zum Beispiel die norddeutsche Ebene,» entgegnete die Frau.

Darauf musste ich einwenden, dass ich bei einer Wanderung durch sie eben so tiefe und bleibende Eindrücke gewonnen habe wie von den in tausendfacher Wiederholung derselben Form scheinbar eintönig wirkenden Schären Norwegens. «Uebrigens,» fuhr ich, an einem andern Punkt unseres Gesprächs anknüpfend, fort, «kommt es nicht allein auf die Stimmung in der Natur, auf die Tages- und Jahreszeit an, wie eine Landschaft auf uns wirkt, sondern auch und vielleicht in

SCHWEIZ. LANDESBIBLIOTHEK 1930 G. 3356

erster Linie auf die Stimmung und die Gedanken, mit welchen wir vor sie hintreten.»

Der Mann, der, nebenbei gesagt, ungefähr vierzig Jahre alt sein mochte und mehr nach innen zu denken schien als seine gesprächige Frau, pflichtete mit einem stillen Blick auf mich bei.

Die Frau, schätzungsweise fünfunddreissig Jahre zählend, gross, wie ihr Mann, mit bestimmten, aber doch weiblich schönen Gesichtszügen, gab ihrer Zustimmung Ausdruck, indem sie (meinen Gedanken eigentlich umkehrend), mit einem Anflug von Gefühlsseligkeit sagte: «Bei mir löste der Anblick dieser weiten, schönen Landschaft den *Schöpfungsgedanken* aus; und ich glaube, dass kein fühlender Mensch vor sie hintreten kann, ohne laut oder im stillen dem zu danken, der das alles so schön gemacht hat. Meinen Sie nicht auch?»

Ich war etwas in Verlegenheit; denn das meinte ich wirklich nicht; aber ich wollte ebenso wenig die schönen Gefühle verletzen, von denen ich nicht wusste, wie tief sie waren, als mich selber verleugnen. Deshalb sagte ich, dass sich mir bei solchem Schauen der *Werdegedanke* aufdränge, und ich gab einiges von meinem erdgeschichtlichen Wissen zum besten: von Gletschern und Moränen, vom einstigen Meer, auf dessen Grund wir eben sehen, von Flussablagerung, Gebirgsfaltung, Vulkanismus und so weiter.

Nach einigem Nachdenken fragte mich die Frau, ob ich denn das Wort «Werdegedanke» im Gegensatz zu «Schöpfungsgedanke» gebraucht habe.

Ich antwortete mit der Gegenfrage, ob sie «Schöpfung» im biblischen Begriffe verstehe.

Selbstverständlich, erwiderte sie, die Bibel sei ja das einzige Buch, das uns über den Anfang der Welt einige Aufschlüsse gebe.

Woher denn der Bibelschreiber sein Wissen habe; dabeigewesen sein könne er nicht, da nach biblischem Bericht der Mensch zuletzt erschaffen worden sei.

Gott habe ihm gewissermassen diktiert.

Wie sie sich diesen Vorgang vorstelle?

Gott habe ihm den Gedanken eingegeben — *geoffenbart*, wie man sage.

Ich muss hier einschieben, dass wir nicht auf derselben Stelle stehen geblieben waren, sondern rüstig bergan marschierten. Ich mässigte meine Gangart etwas, und die beiden schienen in der Lebhaftigkeit des Gesprächs gar nicht zu fühlen, dass sie wenigstens doppelt so rasch gingen als vorher.

Die Frau (die Frauen unter den Lesern mögen mir verzeihen, dass icht nicht sage: Dame. Und wenn sie mir's nicht verzeihen, nicht nur das, wenn sie mich im stillen nicht loben deshalb, so stellen sie ihrem Sprachgefühl ein schlechtes Zeugnis aus). Also: Die Frau ging in der Mitte, ihr Gatte links, ich rechts von ihr. Es freute mich nun, diese beiden Menschen gefunden zu haben. Wenn der Mann vorläufig auch meistens schwieg, so nahm er doch sichtlich lebhaften Anteil an unserm Gespräch, und obwohl ich das Alleinsein viel mehr liebe als die Gesellschaft — sie wirkt nämlich in der Regel verdummend — so geselle ich mich ab und zu ganz gerne andern bei, sofern man, wie wir nun, einen von Klatsch, Sport, Mode und faulen Witzen unberührten Gesprächsstoff findet.

«Wie erklären Sie sich's denn,» erwiderte ich, «dass Gott etwas später — es handelt sich nach biblischer Zeitrechnung um die Kleinigkeit von rund fünftausend Jahren — einem andern Manne einen Gedanken eingegeben hat, der die Offenbarung jenes Bibelschreibers über den Haufen wirft, indem er der Erde eine völlig andere Stellung im Weltall zuweist, sie in ein ganz anderes Verhältnis zur Sonne bringt als Ihr biblischer Gewährsmann?»

Da mich die Frau verwundert ansah, fuhr ich fort: «Sie verstehen: Ich denke an Kopernikus; ich denke auch an Newton, Kepler, Galilei, Frauenhofer und andere, die uns über die Bewegung und die Beschaffenheit der Gestirne sichere Aufschlüsse geboten haben. Welche von diesen beiden Offenbarungen ist für Sie die gültige? Glauben Sie trotz allen astronomischen Entdeckungen und Berechnungen, die uns Sonnen- und Mondfinsternisse und sämtliche beobachtbaren Erscheinungen in der Sternenwelt auf Jahrhunderte hinaus sekundengenau voraussagen können, an die biblische stillestehende Erde und die sie umkreisende Sonne?»

«Wo denken Sie hin!» schmollte die Frau, die sich nun wahrscheinlich an ihrer wissenschaftlichen Ehre gekränkt fühlte.

«Selbstverständlich nicht. Nun sagen Sie mir aber: Welchen Wert hat denn die biblische sogenannte Offenbarung? Welchen sittlichen Wert hätte der Glaube zu einem Gott, der über sein eigenes Werk so widerspruchsvolle Auskünfte erteilt? Und drittens: Ist unter diesen Umständen überhaupt noch von einem Gott zu sprechen, den Begriff Gott aufgefasst als Idee der Vollkommenheit, in erster Linie der Vollkommenheit in moralischer Hinsicht?»

«Aber mein Herr,» sagte meine Gegnerin ein klein wenig gereizt, «dieser Widerspruch braucht von Gott aus gar nicht zu bestehen. Es lässt sich leicht denken, dass Gott in seinen ersten Offenbarungen dasselbe gesagt hat wie in seinen spätern, dass aber jene Empfänger sie gemäss ihrem ungereiften Verstande höchst unvollkommen und missverständlich wiedergegeben haben.»

«Das genaue Gegenteil zu verstehen,» erwiderte ich, «ist allerdings ein starker Fehler; und ein Gott, der sich so stümperhafte Vermittler hält, dass er durch ihre Schuld auf alle Ewigkeit hinaus von seinen eigenen Geschöpfen der Doppel-

Feuilleton.

Vermischtes.

Der Papst gegen die Freimaurerei in Polen.

Der Papst wandte sich in einer Ansprache an polnische Pilger heftig gegen den wachsenden Einfluss der Freimaurerei in Polen, die er als Kräfte der Hölle bezeichnete. Pius XI. sagte u. a.: Man muss auf der Hut sein, weil es nicht an Heimtücken, Gefahren und Drohungen fehlt. Die Feinde des Guten, die der Herr Kräfte der Hölle nannte, greifen auch in Polen um sich. Die Freimaurersekte, die überall ihren schädlichen Einfluss auf das religiöse und bürgerliche Leben auszuüben sucht, hat nicht auf Polen verzichtet und sucht auch bei Euch einen Einfluss auszudehnen, der nur zerstörend wirken kann auf die kostbare Erbschaft des Glaubens, der Religion und des gesunden Bürgerlebens. Diese Schätze müssen unversehrt erhalten werden.

Der Papst schloss mit der Aufforderung zum Zusammenschluss, um die Kräfte der Hölle nicht überhand nehmen zu lassen. Man müsse beten, da gegen diese Feinde die menschlichen Kräfte nicht ausreichten.

Diese Rede des Papstes ist auf den Umstand zurückzuführen, dass in Polen die Freimaurer die Einführung des Religionsunterrichtes in den Schulen und andere Bestimmungen des Konkordats bekämpfen.

Die Freimaurer, die doch noch da und dort einem «Obersten Weltenbaumeister» die Ehre geben — Kräfte der Hölle! Wo sind dann wir, denen jeder Gott als Glaubensgegenstand reine Illusion ist? Uns schaudert schon bei dem Gedanken, dass der Papst auch einmal auf uns könnte zu sprechen kommen. Wir befürchten, die Hölle wird nicht — tief genug sein.

Die religiöse Borniertheit in den U. S. A.

Eine moderne Arche Noah. Dass die ganze Küste des Stillen Ozeans wegen der Sündhaftigkeit der Bevölkerung in den grossen Städten demnächst ins Meer versinken wird, ist die felsenfeste Ueberzeugung eines exzentrischen Einsiedlers William Greenwood aus Olympia im Staate Washington. So fest ist dieser «moderne Noah» von dem Herannahen einer neuen Sintflut überzeugt, dass er in dem Gewässer des Puget-Sundes eine moderne Arche erbaut hat, um sich und die wenigen Frommen bei dem bevorstehenden Weltuntergang zu retten. Der Bau der Arche ist vollendet; sie ist etwa 60 Fuss lang und 22 Fuss breit und hat zwei Decks, die sich 18 Fuss über dem Wasserspiegel erheben. In den eigentlichen Schiffskörper ist noch ein zweites Schiff hineingebaut, so dass das Fahrzeug einen höchst merkwürdigen Eindruck macht. Es ist zwar sehr fraglich, ob der im Schiff angebrachte Motor, der gar nicht erprobt wurde, im entscheidenden Augenblick seinen Dienst tun wird, doch das ist Greenwood gleichgültig; er legt viel mehr Wert auf die buntfarbige Ausmalung des Schiffskörpers, den er mit roten, grünen und blauen Malereien verziert. Besonders häufig sind Baumornamente angebracht, in denen der «Baum des Lebens» dargestellt werden soll. Die Kajüten sind alle reich ausgemalt und vollständig eingerichtet. In den Lagerräumen befindet sich ein wunderliches Durcheinander von allen möglichen

züngigkeit geziehen werden kann, ist — gestatten Sie, dass ich spreche wie ich denke — eine höchst fragwürdige Figur.»

«Sehr gut, sehr gut,» pflichtete der Mann bei, mehr zu sich selber als zu mir sprechend und auch ohne einen Blick zu mir herüberzuwerfen, so dass ich eigentlich im Zweifel war, ob ich sein Wort als Zustimmung oder als Ironie aufzufassen habe.

«Uebrigens,» fügte ich bei, «ist Ihnen von der Schule her das eine und andere aus der Erd- und Naturgeschichte bekannt. Sie wissen, dass es sich bei der Umbildung der Erdoberfläche wie bei der Entwicklung der Lebensformen um ungeheuer lange Zeiträume handelt, so dass Ihnen bei genauerem Nachdenken die Geschichte vom Sechstagewerk als ein ganz unbeholfener, kindhafter Deutungsversuch erscheinen muss.»

Hier glaubte die Frau eine schwache Stelle in meinen Folgerungen entdeckt zu haben. In Siegesgewissheit leuchteten ihre Augen auf, als sie entgegnete: «Ja, wenn Sie meinen, dass ich einen Schöpfungstag mit vierundzwanzig Stunden bemesse, muss Ihnen meine Verteidigung der biblischen Schöpfungsgeschichte allerdings kindisch vorkommen. Aber das tue ich doch nicht. Ich rechne dabei mit Jahrhunderttausenden und Jahrmillionen so gut wie Sie! Sehen Sie, mein Schöpfungsgedanke ist von Ihrem Werdegedanken gar nicht so weit entfernt. Es handelt sich letzten Endes nur um ein anderes Wort für dieselbe Sache!»

«Ja, Verehrteste,» gab ich zurück, «es würde mich natürlich ganz ausserordentlich freuen, mit Ihnen einer Meinung zu sein. Allein ich glaube wirklich, dass Sie sich in bezug auf die Uebereinstimmung zwischen Ihrer und meiner, das heisst zwischen der biblischen und der wissenschaftlichen Welterklärung in einem starken Irrtum befinden.»

«Wieso denn?»

Das schmerzliche Erstaunen, das in diesen beiden Worten lag, war durchaus ungekünstelt, und es tat mir wirklich leid, auf meiner Behauptung beharren zu müssen.

«Sie übersehen,» erklärte ich, «dass eine Schöpfung oder also ein Werdegang in der Entwicklung nach der Reihenfolge der biblischen Schöpfungstage ganz andere Lebensbedingungen geschaffen hätte, als tatsächlich bestehen, dass also auf Grund dieser Schöpfungsreihenfolge unsere Pflanzen und Tiere gar nicht hätten entstehen können.»

«Ich bin wirklich begierig,» sagte die Frau, und auch der Mann schien von meiner Behauptung überrascht zu sein.

«Sie wissen,» fuhr ich fort, «dass das Leben auf der Erde von der Sonne abhängt. Ohne Sonne keine Pflanzenwelt, und ohne diese kein anderes Leben. Nicht wahr?»

«Einverstanden.»

«Gut. Nun hat aber nach der biblichen Darstellung Gott die Pflanzenwelt am dritten, die Sonne jedoch erst am vierten Tag erschaffen. Danach müsste, da Sie selber einem Schöpfungstag als Mindestdauer einige Jahrhunderttausende zuschreiben, in dieser langen Zeit eine Pflanzenwelt ohne Lichtbedürfnis, also eine vollständig anders geartete Welt von Gräsern, Kräutern und Bäumen bestanden haben.»

«Oh, da irren Sie sich aber ganz gewaltig!» triumphierte meine Wandergenossin, «vom *ersten* Tag heisst es, dass Gott das Licht erschaffen habe!!»

«Das Licht, jawohl. Aber sagen Sie mir, Verehrteste, was für ein Licht? Für die Erde und das Leben auf der Erde kommt doch einzig das Sonnenlicht in Betracht; wir kennen keine andere Lichtquelle als die Sonne. Von Mond und Sternen ist da gar nicht zu reden, abgesehen davon, dass auch diese erst am vierten Tag ans Firmament gesetzt worden sind. Also bitte, woher kam denn das Licht, das Gott am ersten Tag von der Finsternis schied? War es eine Probesonne als Notbehelf, bis die richtige erschaffen war? Warum erschuf Gott nicht gleich die richtige? Warum erst am vierten Tag? Verstand er sich noch nicht darauf? Bitte, sagen Sie mir Ihre Meinung!»

Die Frau gab zu, dass ihr diese doppelte Lichtschöpfung noch gar nie aufgefallen sei, und der Mann bekannte vollends, höchst selten in der Bibel gelesen zu haben. Was er von ihr wisse, das stamme aus der Schule und dem Religionsunterricht.

«Das ist die allgemeine Erscheinung,» sagte ich, «die Menschen glauben an die Bibel und wissen nicht, was drin steht. Sie begnügen sich mit dem, was ihnen darüber gesagt wird und denken, dass das schon richtig sein werde».

«So ist's in der Tat,» bestätigte der Mann, «man lässt sich die geistige Nahrung zubereitet vorsetzen wie die leibliche und isst drauf los, weil es so am bequemsten ist. Aber das richtige wäre: selber auswählen und selber kochen; dann wüsste man, was man hat.»

(Fortsetzung folgt.)

Der Zweifrontenkrieg der Weltmission.

Die Universität Tübingen hat eine Missionsprofessur geschaffen, eine Angelegenheit, die einmal für sich zu besprechen wäre. Uebertragen wurde sie dem bekannten Fachmann auf dem Gebiet der Mission, Dr. M. Schlunk. Er hielt seine Antrittsrede über: «Die Bedeutung der Missionstagung in Jerusalem für Wissenschaft und Leben der Kirche.»

Der «Missionsprofessor» sprach in sehr bemerkenswerter Weise von einer Frontänderung der Mission in der Gegenwart, und diese Frontänderung bezeichne den Beginn eines eigentlichen Zweifrontenkrieges.

Gegenständen, darunter ungegerbte Schafsfelle und Konserven. Etwa 80 Personen können in der Arche Unterkunft finden. So gross ist etwa die Zahl des heiligen Bundes, dem Greenwood angehört und dessen Leiter ein Prediger namens Young ist. Dieser Young, der durch das Land zieht, um die sündige Menschheit vor der nahenden Sintflut zu warnen und zur Einkehr zu ermahnen, hat Greenwood «erweckt». Er hatte daraufhin Visionen, die in ihm den Entschluss reifen liessen, die Arche zu bauen und als ihr Kapitän in dem Schiffe seine Wohnung aufzuschlagen. «Eine grosse Zerstörung wird kommen,» erklärt er. «Die Küste wird ins Meer sinken von Nordkanada bis Südkalifornien und die Haufen der Toten werden sich bis zu den Gebirgen ausdehnen. San Francisco wird erst nach der dritten Erderschütterung versinken. Ich werde also Zeit haben, die Bewohner zur Flucht aufzumuntern, aber diese werden nicht hören.» Tiere will der moderne Noah nicht in seine Arche nehmen; er erklärt, dass dazu nicht genügend Raum vorhanden sei und dass er sich darauf beschränken müsse, die wenigen Frommen zu retten, die die Sündhaftigkeit der Welt erkannt und ihr abgeschworen haben.

(Aus den «Basler Nachrichten».)

Geschichte des Atheismus.

Pastor Hackländer in Bremen sagte in einem Vortrag «Wir und die Freidenker»: «Wer sich durch die vier Bände von Mauthners «Geschichte des Atheismus hindurchgearbeitet habe und nicht ganz gefestigt sei, der fasse sich an den Kopf und frage sich: Was gibt es doch noch für Idioten, die an Gott glauben!»

Das hätte sich Mauthner nicht träumen lassen, dass sein Werk noch 'mal solch eine Anerkennung findet. *Küster.*

(Aus der «Leuchtrakete».)

Russland.

Ein wesentliches Geschehnis ist aus Moskau zu melden. Dort hat der Gewerschaftsrat beschlossen, neun Hochschulen für antireligiöse Aufklärug ins Leben zu rufen und zu finanzieren. Diese Hochschulen sollen vornehmlich der Erziehung von Propagandakräften dienen, von Propagandakräften, die späterhin auf dem ganzen Gebiet der Sowjetunion gegen die «Erziehungsarbeit» der Kirche eingesetzt werden sollen. Wir werden die Arbeit dieser neuen Hochschulen aufmerksam zu verfolgen haben. (Aus dem «Atheist».)

Clemenceaus' Urteil über die katholische Kirche.

«L'Eglise catholique est destructrice d'initiative humaine, elle a l'art de fabriquer par la discipline de soumission ces inintelligences dont la puissance d'ensemble attire les lâchetés.

Elle a besoin, pour sa feinte grandeur, de fonder son idéalisme sur la faillite de la connaissance, c'est-à-dire sur la déchéance humaine, tandis que la science de l'être et de ses conditions tend à organiser la libre évolution de l'humanité, progressivement affranchie des entraves de l'ignorance, frayant péniblement sa voie vers des approximations de vérité, vers des formes d'iniquité moindre.»

Georges Clemenceau.

Zu Deutsch, in freier Uebersetzung:

«Die katholische Kirche wirkt vernichtend auf die menschliche Unternehmungslust, sie versteht es, durch ihre Forderung nach un-